

Matthew FitzSimmons

THE
SHORT
DROP

EIN
BITTERER
TOD

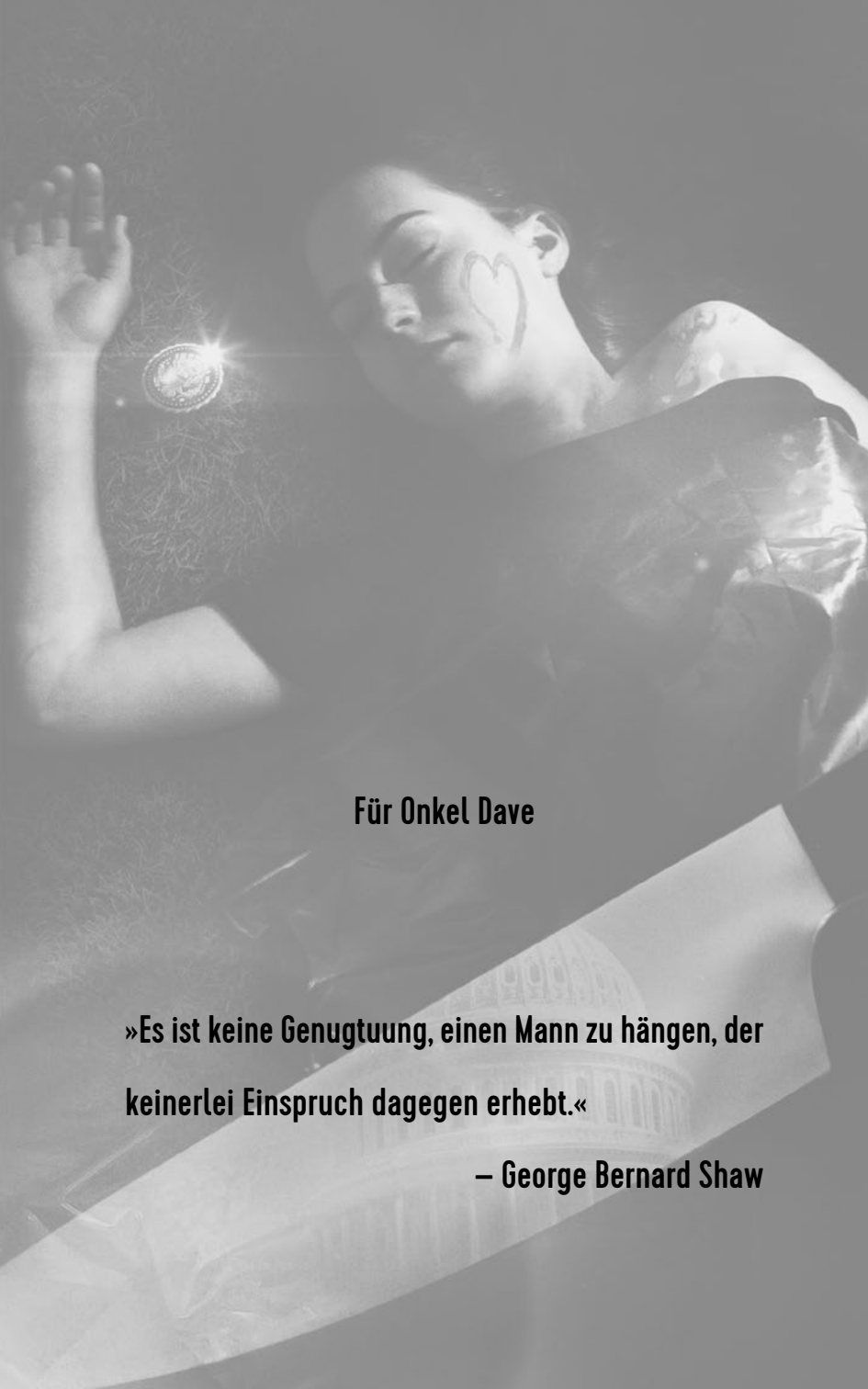
Aus dem Amerikanischen von Alexander Amberg

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Short Drop*
erschien 2015 im Verlag Thomas & Mercer.
Copyright © 2015 by Matthew FitzSimmons

1. Auflage Januar 2017
Copyright © dieser Ausgabe 2017 by Festa Verlag, Leipzig
Lektorat: Alexander Rösch
Titelbild: Arndt Drechsler
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-490-4
eBook 978-3-86552-491-1



Für Onkel Dave

**»Es ist keine Genugtuung, einen Mann zu hängen, der
keinerlei Einspruch dagegen erhebt.«**

– George Bernard Shaw

Erster Teil

===== **VIRGINIA** =====

Gibson Vaughn saß allein am Tresen des Nighthawk Diners, vor dem reges Gedränge herrschte. Der Ansturm zur Frühstückszeit war in vollem Gang, langsam schoben sich die Kunden vorwärts, während sie auf einen Platz warteten. Immer lauter klapperten die Messer und Gabeln auf den Tellern, doch Gibson bekam es kaum mit, ebenso wenig, wie er die Bedienung registrierte, die das Essen vor ihm abstellte. Wie gebannt blickte er auf den Fernseher an der Wand hinter dem Tresen. In den Nachrichten wurde schon wieder das Video gezeigt. Es war allgegenwärtig, Teil des amerikanischen Zeitgeists – im Lauf der Jahre ständig neu zerpfückt und analysiert; Filme, TV-Shows und Songs nahmen Bezug darauf. Wie die meisten Amerikaner hatte Gibson es bereits unzählige Male gesehen, und wie die meisten Amerikaner konnte er den Blick nicht abwenden, ganz gleich wie oft es ausgestrahlt wurde. Wie denn auch? Es war alles, was ihm von Suzanne noch blieb.

Der Anfang des Videos fiel körnig und verwaschen aus. Die Aufnahme ruckelte, einige Einzelbilder fehlten. Verzerrte Linien flimmerten über den Bildschirm wie Wellen, die gegen eine unbekannte Küste brandeten. Ein Nebeneffekt, weil der Geschäftsführer ein und dasselbe Band wieder und wieder kopiert hatte.

Hinter der Registrierkasse, in schrägem Winkel aufgenommen, zeigte das Filmmaterial den Innenraum der mittlerweile legendären Tankstelle von Breezewood, Pennsylvania. Die beängstigende Macht des Videos beruhte darauf, dass es im Grunde überall aufgenommen worden sein könnte. In deiner eigenen Heimatstadt. Mit

deiner eigenen Tochter. Unter dem Strich stellte das tonlose Dokument der Überwachungskamera eine melancholische Hommage an das prominenteste Mädchen dar, das in Amerika als vermisst galt – Suzanne Lombard. Die eingeblendete Uhrzeit datierte den Vorfall auf 22:47 Uhr.

Beatrice Arnold, eine College-Studentin, die an jenem Tag die Nachtschicht übernahm, hatte als letzte bekannte Person mit dem vermissten Mädchen gesprochen. Um 22:47 Uhr saß Beatrice auf einem Hocker hinter dem Tresen und las eine zerfledderte Ausgabe von Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht*. Sie war die Erste, die sich an Suzanne Lombard erinnerte, und kontaktierte auch als Erste das FBI, nachdem das Verschwinden des Mädchens Schlagzeilen machte.

Um 22:48 Uhr betrat ein Mann mit schütterem langem, strähnig blondem Haar die Tankstelle. Im Internet wurde er nur Riff-Raff genannt, das FBI hingegen identifizierte ihn als Davy Oksenberg, einen wegen häuslicher Gewalt aktenkundigen Fernfahrer aus Jacksonville. Oksenberg kaufte Dörrfleisch und Gatorade. Er zahlte in bar und verlangte eine Quittung, lungerte jedoch noch etwas am Tresen herum, um mit Beatrice Arnold zu flirten. Anscheinend hatte er es nicht eilig, seine Fahrt fortzusetzen.

Als naheliegendster Verdächtiger in diesem Fall wurde Oksenberg in den Wochen und Monaten nach dem Verschwinden des Mädchens mehrmals vom FBI vernommen. Sein Sattelschlepper wurde wiederholt durchsucht, doch das lieferte nicht die geringste Spur zum vermissten Mädchen. Widerwillig ließen die Ermittler die Finger von ihm, allerdings erst, nachdem Oksenberg den Job verloren und Dutzende von Morddrohungen erhalten hatte.

Nach seinem Abschied wurde es still im Laden. Eine

Ewigkeit verstrich ... und dann geriet sie zum ersten Mal ins Blickfeld der Kamera – das 14-jährige Mädchen im viel zu großen Kapuzenpullover mit dem Phillies-Basecap und dem über die Schulter geschlungenen Hello-Kitty-Rucksack. Sie hatte sich die ganze Zeit im Laden aufgehalten, im toten Winkel der Kamera gestanden. Um das Ganze noch faszinierender zu machen, konnte niemand mit Gewissheit sagen, wie Suzanne überhaupt in die Tankstelle gekommen war. Beatrice Arnold hatte sie nicht eintreten sehen und das Band der Überwachungskamera lieferte ebenfalls keine Antworten.

Der übergroße Kapuzenpulli hing wie ein Sack an ihr. Sie war ein blasses, zerbrechliches, dürres kleines Etwas. Die Medien stellten den Schwarz-Weiß-Aufnahmen gern bunte Familienfotos gegenüber – das lächelnde blonde Mädchen im Brautjungfernkleid, das lächelnde Mädchen mit Mom am Strand, das lächelnde Mädchen, wie es ein Buch las und aus dem Fenster schaute. Ein krasser Gegensatz zu der finster dreinblickenden Jugendlichen mit dem Basecap, die geduckt wie ein Tier dand, das argwöhnisch aus seinem Bau lugt, die Hände tief in den Taschen vergraben.

Suzanne wanderte zwischen den Regalen auf und ab, den Kopf unablässig in Richtung Fenster geneigt. 179 Sekunden vergingen. Etwas vor der Glasscheibe weckte ihr Interesse und ihre Haltung veränderte sich. Möglicherweise ein Auto. Sie schnappte sich drei Sachen aus den Regalen: Ring-Dings-Schokotörtchen, eine Dose Dr. Pepper und eine Packung Erdbeerstangen. Eine Zusammenstellung, die mittlerweile unter dem schaurigen Namen *Lost Girl's Picnic* bekannt war – anscheinend das Letzte, was das vermisste Mädchen zu sich genommen hatte. Suzanne zahlte

ebenfalls bar, legte zerknitterte Dollarnoten, ein paar Vierteldollar-Münzen und Pennys auf den Tresen, ehe sie ihre Einkäufe in den Rucksack stopfte.

Suzanne entdeckte die Überwachungskamera und einen langen Moment spähte sie zu ihr hinauf – ihr Gesichtsausdruck für alle Zeit eingefangen, erstarrt wie das Lächeln der Mona Lisa und ebenso auf Tausende unterschiedliche Arten gedeutet.

Gibson erwiderte Suzannes Blick, so wie jedes Mal, schaute ihr direkt in die Augen und wartete darauf, dass sie ihn schüchtern anlächelte, so wie sie es jedes Mal tat, wenn sie ihm ein Geheimnis anvertrauen wollte. Wartete darauf, dass sie ihm erzählte, was geschehen war. Weshalb sie weggelaufen war. In all den Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte er die Hoffnung auf eine Antwort nie aufgegeben. Aber das kleine Mädchen auf dem Überwachungsvideo sagte keinen Ton.

Weder zu ihm noch zu sonst jemandem.

In einer finalen Geste zog Suzanne ihre Baseballkappe tief ins Gesicht und wandte die Augen endgültig ab. Um 22:56 Uhr trat sie durch die Tür in die Nacht. Später sollte Beatrice Arnold dem FBI erzählen, das Mädchen habe verängstigt gewirkt und rote Augen gehabt, so als habe es geweint. Weder Beatrice noch das Paar, das gerade tankte, vermochten zu sagen, ob sie in einen Wagen eingestiegen war. Eine weitere frustrierende Sackgasse in einem Fall voller Sackgassen.

Die Behörden förderten keine einzige brauchbare Spur zutage. Niemand meldete sich, um die zehn Millionen Dollar einzufordern, die die Familie und deren Unterstützer als Belohnung ausgesetzt hatten. Obwohl die Medien fieberhaft berichteten, und trotz des Bekanntheitsgrades

ihres Vaters, spazierte Suzanne Lombard einfach aus der Tankstelle und verschwand. Ihr Verschwinden zählte zu den ungelösten Fällen, die in die amerikanische Kriminalgeschichte eingingen, in einem Atemzug mit Jimmy Hoffa, D. B. Cooper und Virginia Dare erwähnt.

Nach den Nachrichten kam die Werbung und Gibson ließ die Luft stoßweise aus dem Mund entweichen. Er hatte gar nicht bemerkt, dass er den Atem angehalten hatte. Das Band machte ihn jedes Mal ganz fertig. Wie oft wollten sie es denn noch zeigen? Seit Jahren wurden in Suzannes Fall keinerlei Fortschritte erzielt. Der Aufhänger der heutigen Meldung bestand darin, dass Riff-Raff sich die Haare geschnitten und den College-Abschluss nachgeholt hatte, während er wegen schweren Drogenhandels im Gefängnis saß. Das Internet in seinem unerschöpflichen Erfindungsreichtum hatte ihn zwischenzeitlich in Professor Riff-Raff umgetauft, zuweilen wurde er auch als Raff 2.0 titulierte. Abgesehen davon war der Beitrag nur ein rührseliger Aufguss dessen, was ohnehin bereits jeder wusste, und das war so gut wie nichts.

Doch der zehnte Jahrestag ihres Verschwindens stand nun mal bevor, und das hieß, die Sender ließen in einer Tour Rückblicke laufen. Schlachteten das Gedenken an Suzanne schamlos aus. Zerrten jeden vor die Kamera, der auch nur flüchtig mit der Familie oder dem Fall zu tun hatte. Stellten weiterhin geschmacklos mit Laiendarstellern das Geschehen in der Tankstelle von Breezewood nach und ließen Computer errechnen, wie Suzanne heute wohl aussah.

Solche simulierten Fotos anzusehen fiel Gibson besonders schwer. Suzanne wäre jetzt 24 und hätte ihren College-Abschluss. Die Bilder verführten ihn dazu, sich

auszumalen, wie ihr Leben wohl verlaufen wäre. Wo sie jetzt wohnte. Welchen Berufsweg sie eingeschlagen hatte – zweifellos etwas mit Büchern. Er ertappte sich bei einem Lächeln. Das war nicht gesund. Wurde es nicht langsam Zeit, sie endlich in Frieden zu lassen? Und auch den Rest der Familie?

»Verteufelte Sache«, sagte der Mann neben ihm, während er auf den Fernseher starrte.

»Ist es, ja«, pflichtete Gibson bei.

»Ich weiß noch, wo ich damals gewesen bin, als ich hörte, dass sie vermisst wird – auf Geschäftsreise in einem Hotelzimmer in Indianapolis. Es kommt mir vor, als wär's gestern gewesen. Ich habe drei Töchter.« Der Mann pochte dreimal mit den Knöcheln auf den Holztresen, um zu unterstreichen, wie glücklich er sich schätzte. »Ich hockte stundenlang auf der Bettkante und hab's mir im Fernsehen angesehen. Einfach furchtbar. Können Sie sich das vorstellen: zehn Jahre lang keine Ahnung zu haben, ob Ihre Kleine tot oder am Leben ist? Schrecklich, was so eine Familie durchmachen muss. Lombard ist ein guter Mann.«

Das Letzte, was Gibson wollte, war, sich in ein Gespräch über Benjamin Lombard verwickeln zu lassen. Er nickte aus Höflichkeit, in der Hoffnung, das Thema sei damit beendet. Doch so leicht ließ der Mann sich nicht davon abbringen.

»Ich meine, wenn so ein krankes Dreckschwein, entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise, sich die Tochter des Vizepräsidenten schnappen kann – und damit durchkommt –, welche Hoffnung hat dann der Rest von uns?«

»Nun ja, damals ist er noch nicht Vizepräsident gewesen.«

»Ja, natürlich – aber trotzdem, Senator. Das ist auch

keine Kleinigkeit. Meinen Sie, Lombard hatte damals noch keinen Einfluss auf die Bundespolizei?«

In der Tat wusste Gibson aus erster Hand, wie weit Lombards Einfluss reichte, und ihm war bestens bekannt, wie sehr dieser Mann es genoss, seinen Einfluss auszuüben. Vizepräsident Benjamin Lombard gehörte ebenfalls zu den Themen, über die er nicht nachdenken wollte.

»Ich glaube, er gäbe einen guten Präsidenten ab«, fuhr der Mann fort. »So was zu überstehen? Sich die Vizepräsidentschaft zu holen, wo die meisten sich nur noch einigeln würden. Und jetzt kandidiert er auch noch bei der Präsidentschaftswahl? Dazu gehört eine unvorstellbare innere Kraft.«

Nach zwei Amtszeiten als Vize an der Seite eines beliebten Präsidenten war jeder davon ausgegangen, dass Lombard sich die Nominierung frühzeitig sicherte – den Parteitag im August hielt jeder für eine bloße Formalität, eher eine Art Krönungszeremonie. Doch wie aus dem Nichts war Anne Fleming aufgetaucht, die kalifornische Gouverneurin, und sie schien versessen darauf, ihm das Spiel zu verderben. In den Umfragen lieferten die beiden sich momentan praktisch ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Was die Zahl der Delegiertenstimmen betraf, lag Lombard vorn und galt weiterhin als Favorit, doch Fleming ließ ihn dafür ganz schön schuften.

Dass der zehnte Jahrestag von Suzannes Verschwinden in ein Wahljahr fiel, hatte Benjamin Lombards Wahlkampf perverserweise Auftrieb gegeben. Nichts Neues, denn dass er das als *Suzanne's Law* bekannte Gesetz durch den Senat peitschte, hatte ihn ja überhaupt erst auf die nationale Politbühne befördert. Selbstverständlich lehnte Lombard es bewusst ab, sich über seine Tochter zu äußern. Zyniker

könnten anführen, dies sei auch gar nicht notwendig, da die Medien es an seiner Stelle umso häufiger taten. Und natürlich war da auch noch seine Frau. Während der gesamten Vorwahlen berichteten alle Kabelkanäle unentwegt über Grace Lombards unermüdliches Engagement für das Center for Missing and Exploited Children. Sie schien, falls möglich, sogar noch beliebter zu sein als ihr einflussreicher Ehemann.

»Wenn die ihn nominieren, kriegt er im November meine Stimme«, meinte der Mann. »Ganz egal, wen die Gegenseite aufstellt, ich werd ihn wählen.«

»Ich bin sicher, er wird das zu schätzen wissen«, erwiderte Gibson und langte nach dem Ketchup, gab einen großzügigen Klacks in eine Ecke des Tellers, vermischte ihn mit ein wenig Mayo und rührte das Ganze unter seine Bratkartoffeln, wie sein Vater es ihm als Kind beigebracht hatte. In den unsterblichen Worten von Duke Vaughn: »Wenn du nichts Nettes zu sagen hast, nimm einen großen Happen und kau ganz langsam.«

Worte fürs Leben.

Jenn Charles saß im Heck eines unauffälligen weißen Lieferwagens, der gegenüber dem Nighthawk parkte. Sie kam sich vor wie auf dem Präsentierteller – in einem Militärstützpunkt an der pakistanischen Grenze hätte sie sich wie zu Hause gefühlt, unauffällige weiße Lieferwagen in Nord-Virginia hingegen waren nicht so nach ihrem Geschmack.

Sie blickte auf die Armbanduhr und trug die Zeit ins Protokoll ein. Über Gibson Vaughn mochte man sagen, was man wollte, aber er stellte alles, was man vorhersehbar nannte, in den Schatten. Vordergründig war es ein Leichtes, ihn zu observieren. Die Kehrseite der Medaille bestand darin, dass es recht schnell langweilig wurde. Die Tagesberichte gerieten im wahrsten Sinne des Wortes austauschbar. Vaughns Morgen begann um halb sechs mit einem Acht-Kilometer-Lauf. 200 Liegestütze, 200 Sit-ups, danach stellte er sich unter die Dusche. Anschließend frühstückte er, immer im selben Diner, immer auf demselben Barhocker, immer am selben Platz am Tresen. Jeden verdammten Morgen, als ginge er in die Kirche.

Jenn schob eine vorwitzige Strähne ihres rabenschwarzen Haars hinters Ohr. Sie wollte sich Wasser über den verschwitzten Körper laufen lassen und mal wieder ordentlich ausschlafen, im eigenen Bett. Ein bisschen Sonne hätte ihr auch gut in den Kram gepasst. Nach zehn Tagen im Heck des Vans, der ihr schon langsam wie ein neues Zuhause vorkam, hatte sie die Nase voll. Sie merkte regelrecht, wie sie Farbe verlor und träge wurde. Alles war vollgestopft mit Überwachungsgeräten, weshalb sich nur eine Person hineinzwängen konnte. Eine kleine Kojе vorn gestattete es

einem Team, sich nach Schichtplan abzuwechseln, doch abgesehen davon bot die Ausstattung des Vans wenig Komfort.

Das ist doch dein Traumjob, Charles. Dein Traumjob.

Falls Vaughn sich so wie immer verhielt, verzog er sich in 20 Minuten, wenn der Andrang nachließ, in den rückwärtigen Bereich des Diners. Er war mit den Inhabern befreundet, sie ließen ihn eine der hinteren Nischen als provisorisches Büro für die Jobsuche benutzen. Vor drei Wochen hatte Vaughn seine Stellung bei einem kleinen, erfolglosen Biotech-Unternehmen verloren. Dort war er IT-Leiter gewesen. Bisher ließ der Erfolg seiner Bemühungen auf sich warten. Angesichts von Vaughns Vorgeschichte ging Jenn auch nicht davon aus, dass sich daran so schnell etwas änderte.

Ihr Partner, Dan Hendricks, zählte zu den Profis, was Überwachungen betraf. Vor einer Woche war er in Gibsons Apartment eingebrochen und hatte in gerade mal 90 Minuten alles verkabelt. Bewegungsgesteuerte Infrarot-Kameras, Wanzen, das volle Programm. Seitdem wurde das gesamte Apartment rund um die Uhr videoüberwacht und die Kargheit von Gibsons Wohnverhältnissen sprach Bände.

Nach seiner Scheidung war er in eine billige Hochhauswohnung gezogen. Sein Wohnzimmer bestand aus einem gebrauchten IKEA-Tisch und einem Holzstuhl. Kein Fernseher, keine Couchgarnitur, nichts. Sein Schlafzimmer verfügte über eine ebenso spartanische Einrichtung. Spartanisch, aber makellos – acht Jahre bei den Marines legte man nicht so einfach ab. Auf dem Boden stand ein Boxspring-Untergestell mit Matratze, daneben ein gedrungenes Nachttischchen mit Leselampe. Eine unlackierte

Kommode mit kaputtem Fuß, den er repariert hatte. Sonst keine weiteren Möbel. Eine Raumgestaltung wie bei Franz Kafka.

Schwer zu glauben, dass dieser Kerl mit 16 der meistgesuchte Hacker Amerikas gewesen war. Der berühmte BrnChr0m – ein Vorläufer der modernen, politisch motivierten Hackerbewegung. Der Teenager, der um ein Haar für den Sturz des damaligen Senators Benjamin Lombard gesorgt hätte. Der dem Senator E-Mails und Finanzunterlagen eines ganzen Jahrzehnts abjagte und alles der *Washington Post* übergab. Anonym, das jedenfalls hatte BrnChr0m gedacht – das FBI verhaftete Gibson Vaughn an seiner High School und führte ihn in Handschellen aus dem Chemieunterricht ab. Jenn hatte sein Polizeifoto an einen der Monitore geheftet und hielt in ihren Überlegungen inne, um das verängstigte und dennoch trotziges Gesicht zu mustern. Inzwischen war er 28 und hatte ein ereignisreiches Leben hinter sich.

Dass das FBI einen 16-jährigen Hacker so schnell festnahm, gab eine ziemlich gute Story ab. Die Dokumente hingegen, die Vaughn ins Licht der Öffentlichkeit zertrümmerte, lieferten sogar eine großartige Story. Sie dokumentierten lückenlos ein zynisches Verbrechen, nämlich wie Wahlkampfgelder zu Banken auf den Cayman Islands umgeleitet wurden. Außerdem belasteten sie Benjamin Lombard eindeutig als Hauptverantwortlichen. Eine Zeit lang sah es so aus, als bedeuteten die Enthüllungen das Ende der politischen Karriere des Senators. Die Medien überschlugen sich beinahe bei der Vorstellung, dass ein Teenager einen US-Senator zu Fall gebracht hatte. Jeder liebte eine gute David-gegen-Goliath-Story, selbst wenn David dabei gegen ein Dutzend Bundes- und Staatsgesetze verstieß.

Jenn hatte zum Zeitpunkt seiner Verhaftung noch das College besucht und erinnerte sich gut an die erregt geführten Diskussionen, ob der Zweck die Mittel heiligte. Abgedrehter, vergeistigter Mist, der ihrem praktischen Naturell widersprach. Sie nahm ihren Klassenkameraden übel, dass sie Vaughn für einen digitalen Robin Hood hielten, und sah sich darin bestätigt, als herauskam, dass BrnChr0m völlig falschgelegen hatte.

Letzten Endes waren die wirklich belastenden Dokumente entweder manipuliert oder es handelte sich schlichtweg um Fälschungen. In der Tat hatte sich ein Verbrechen ereignet, aber das FBI gelangte zu dem Ergebnis, dass der Schuldige nicht Benjamin Lombard war, sondern sein ehemaliger Stabschef, Duke Vaughn, der sich vor Kurzem das Leben genommen hatte. Duke Vaughn hatte nicht nur Millionen unterschlagen, sondern auch seine Spuren verwischt, indem er den Verdacht auf Lombard umlenkte. Es war ein Verrat shakespeareschen Ausmaßes, und als sich herausstellte, dass es sich bei dem anonymen Hacker ausgerechnet um Duke Vaughns Sohn handelte ... nun, da wurde aus der Story eine Sensation und BrnChr0m zur Legende.

Allerdings hatte Gibson Vaughn dieses Pseudonym schon seit Ewigkeiten nicht mehr benutzt und galt heute wahrlich nicht mehr als legendär.

Da Vaughn seine Tage im Diner verbrachte, hatte Hendricks vorgeschlagen, den Laden ebenfalls zu verkabeln. Jenn sprach sich dagegen aus, was zu beträchtlichen Defiziten bei ihrer Beschattung führte, mit denen sie leben mussten. Um 18 Uhr machte sich Vaughn von dort auf den Weg ins Fitness-Studio. Um acht kam er heim, setzte sich mit einem Fertiggericht aus dem Tiefkühlfach

vor den Computer. Gegen elf knipste er das Licht aus. Tag für Tag. Eine Endlosschleife. *Herrgott!* Sie schätzte Selbstdisziplin durchaus, ebenso einen strukturierten Tagesablauf, aber sie hätte sich lieber eine Kugel in den Kopf gejagt, als so zu leben.

In ihrem Bericht stand bereits, dass sich bei Vaughn alles darum drehte, für seine Exfrau und seine Tochter zu sorgen. Jenn war klar, dass der Mann sich selbst bestraft. Aber wollte er die Frau zurückerobern oder einfach Buße tun, indem er ein Leben wie ein Einsiedler führte? Zuerst betrog er sie, dann verwandelte er sich in den heiligen Franziskus von Springfield, Virginia. Jenn wurde aus Männern im Allgemeinen nicht schlau, und aus Gibson Vaughn schon gar nicht. Er gab nicht einen Cent für sich aus, als einzigen Luxus gönnte er sich die Mitgliedschaft im Studio. Allerdings handelte es sich dabei, so fair musste sie sein, um gut angelegtes Geld.

Nicht dass Vaughn ihr Typ war. Absolut nicht. Klar, ihm haftete ein gewisser ungeschliffener Charme an, und wie er einen aus hellgrünen Augen ansah, das faszinierte sie schon. Aber sie merkte ihm trotzdem seine reizbare Überempfindlichkeit an, die ihn zunächst vor den Richter und anschließend zu den Marines gebracht hatte. Allerdings entschuldigte das in ihren Augen nicht, dass er sich so sehr davon verfolgen ließ. Man durfte sich von seiner Vergangenheit auf keinen Fall beherrschen lassen.

Sie fuhr sich mit der Zunge über die Vorderzähne. Das tat sie immer, wenn sie nervös war. Sie ärgerte sich, wenn sie sich dabei ertappte, konnte jedoch nicht damit aufhören. Was sie nur noch mehr ärgerte. Wo blieb eigentlich Hendricks mit dem Kaffee?

Wie aufs Stichwort erschien Hendricks an der Tür,

mit zwei Bechern Kaffee und einem Krapfen. Er musste 22 Jahre älter sein als sie; sie schätzte ihn auf über 50, aber das war bloß eine Vermutung. Jetzt arbeitete sie schon seit zwei Jahren mit ihm zusammen und wusste immer noch nicht, wann er Geburtstag hatte. Sein Haaransatz war bis zum Scheitel zurückgewichen und eine Pigmentstörung zeichnete weiße Flecken um Augen und Mundwinkel, die sich krass von seiner schwarzen Haut abhoben.

»Immer noch drin?«

Jenn nickte.

»Der Junge tickt wie ein Uhrwerk«, fand Hendricks. »So regelmäßig wie das Scheißen-Gehen.«

Er reichte Jenn ihren Kaffee und nahm einen großen Bissen von seinem Krapfen.

»Die hatten keine gefüllten Donuts mehr. Kannst du dir so was vorstellen? Was für eine Bäckerei ist das denn, der morgens schon vor neun die Donuts ausgehen? Dieser ganze Staat braucht dringend einen Therapeuten.«

Jenn spielte mit dem Gedanken, ihn darauf hinzuweisen, dass Virginia, technisch gesehen, eigentlich ein Commonwealth war, überlegte es sich dann jedoch anders. Wenn man Hendricks aufzog, fühlte er sich dadurch nur provoziert.

»Heute ist es so weit«, sagte sie stattdessen.

»Heute ist es so weit.«

»Hast du eine Ahnung, wann?«

»Sobald George sich meldet.«

Sie standen auf Abruf bereit, endlich Kontakt zu Vaughn aufzunehmen. Ihr Boss, George Abe, wollte es persönlich einfädeln. All das wusste sie selbstverständlich, aber das Gespräch auf den Job zu lenken brachte Hendricks für gewöhnlich vom Meckern ab.

Für gewöhnlich.

Acht Jahre bei der CIA hatten sie die Kunst gelehrt, mit Männern auf engstem Raum zusammenzuarbeiten. Die erste Lektion bestand darin, dass Männer sich nie an Frauen anpassten. Die CIA war ein reiner Männerverein, entweder wurde man einer der Jungs oder eine Ausgestoßene. Feminin galt als gleichbedeutend mit Weichei. Frauen, die bei der Behörde Erfolg hatten, waren diejenigen, die lauter fluchten, mehr Mist redeten und nicht das geringste Zeichen von Schwäche zeigten. Irgendwann stand man in dem Ruf, eine ›toughe Bitch‹ zu sein, und wurde widerstrebend toleriert.

Jenn hatte sich ihr ›toughe Bitch‹-Verdienstabzeichen auf die harte Tour verdient. Auf jenen vorgeschobenen Stützpunkten in Afghanistan bekam sie wochenlang keine andere Frau zu Gesicht. Ganz allein da draußen konnte man überhaupt nicht zäh genug sein. Stets war sie die einzige Frau im Umkreis von Hunderten Meilen. Sie hatte erlebt, wie die Blicke der Männer erst gierig, dann feindselig und schließlich lüstern wurden, und gewöhnte sich deshalb einen äußerst leichten Schlaf an. Ähnlich wie in einem Gefängnis, jeder taxierte einen, bemüht, eine Schwachstelle zu wittern. Auf einem Stützpunkt war es so schlimm geworden, dass sie überlegt hatte, mit dem befehlshabenden Offizier zu schlafen, in der Hoffnung, sein Rang könnte sie vielleicht schützen. Aber der Gedanke, die Knasthure eines Vorgesetzten zu sein, hatte ihr ganz und gar nicht gefallen.

Erneut fuhr Jenn sich mit der Zunge über die Vorderzähne. Sie fühlten sich ziemlich echt an, auch wenn ihre Zunge nicht ganz davon überzeugt schien. Der Zahnarzt hatte gute Arbeit geleistet, nachdem man sie zur Air Base

nach Ramstein ausgeflogen hatte. Das Erlebnis wäre noch traumatischer geraten, hätte sie gewusst, dass es faktisch ihr letzter Tag bei der CIA war. Doch es dauerte Monate, bis ihr das aufging. Sie vermisste die Firma mehr als ihre Zähne.

Der Mann, der sie ihr eingetreten hatte, brauchte keinen Zahnarzt mehr. Im Grunde brauchte er gar nichts mehr, höchstens einen Priester. Sein Kumpel hatte es allerdings nach Hause geschafft. Er stand immer noch auf ihrer Liste, zusammen mit ein, zwei hohen Tieren, die sich gegen sie gestellt hatten, als sie sich weigerte, ihre Spielchen mitzumachen. Sie wollte, dass ihr Vergewaltiger vor Gericht gestellt wurde, doch das hätte bedeutet, eine sensible CIA-Operation aufliegen zu lassen. Während sie in Deutschland mit verdrahtetem Kiefer in einem Krankenbett lag, hatte einer ihrer Vorgesetzten seine Sicht der Ereignisse zum Besten gegeben: »Leider ist das der Preis dafür, dass wir uns in diesem Teil der Welt engagieren«, erklärte er ihr, so als sei sie von ein paar Taliban-Kämpfern vergewaltigt worden und nicht von zwei Sergeants der U. S. Army.

Doch erst als er ihr die Hand getätschelt hatte, als tue er ihr einen Gefallen, war er auf ihrer Liste gelandet.

Abermals fuhr ihre Zunge über die Zähne. *Eine Rechnung muss man immer bezahlen.* Eine Weisheit, die von ihrer Großmutter stammte.

Im Vergleich dazu hielt sie Dan Hendricks für einen ausgezeichneten Partner. 22 Jahre beim Los Angeles Police Department konnte er nicht verleugnen, sie zeigten sich in der schlichten, selbstsicheren Art, auf die er seine Arbeit erledigte. Insbesondere auf engem Raum erwies er sich als vorteilhaft, denn er war nur 1,70 groß und wog vielleicht 65 Kilo – allerdings auch nur, nachdem er gerade einen

Thanksgiving-Truthahn gegessen hatte. Überdies war er ordentlich und gab nicht ständig Obszönitäten von sich. Und am allerbesten: Ihm musste sie nicht beweisen, dass sie eine toughie Bitch war. Es genügte, wenn sie ihren Job gut machte. Das Problem, stellte sie allmählich fest, bestand darin, dass man es nicht einfach abschalten konnte, wenn man gelernt hatte, tough zu sein.

Nicht dass es Hendricks etwas ausmachte. Wenn es um schlechtes Benehmen ging, konnte ihm keiner das Wasser reichen. Er war fraglos der schonungslos negativste Mensch, der ihr je untergekommen war. Vielleicht konnte er ja lächeln, aber sie hatte ihn noch nie dabei erwischt. Sie hegte nicht den geringsten Zweifel, dass man als Schwarzer keinen leichten Stand beim LAPD hatte – einer Institution mit wenig schmeichelhafter Geschichte, was Rassenbeziehungen anging. So etwas konnte selbst den belastbarsten Menschen verbittern. Aber George Abe kannte Hendricks schon ziemlich lange und hatte ihr versichert, die Negativität ihres Partners habe nichts damit zu tun, dass er als Schwarzer beim LAPD gearbeitet habe. Hendricks war von Natur aus so.

Ein Telefon klingelte, und beide griffen sie nach ihrem Handy. Hendricks nahm das Gespräch entgegen. Es fiel recht kurz aus.

»Sieht aus, als wäre es so weit«, meinte er.

»Ist er da?«

»Unterwegs. Er will, dass du reingehst. Es lässt sich nicht absehen, wie Gibson reagieren wird.«

Das stimmte. Ihr Boss und Gibson kannten sich von früher, zwischen den beiden war etwas vorgefallen.

Und das war nicht gut.

Der Ansturm hatte so weit nachgelassen, dass Gibson sich wieder selber beim Denken zuhören konnte. Er blickte nach hinten, in den rückwärtigen Bereich des Diners, und stellte fest, dass die Leute am letzten Tisch aufbrachen. Sobald sie gegangen waren, wollte er eine Nische in Beschlag nehmen, um einen weiteren frustrierenden Tag mit der Jobsuche zu verbringen. Es war zwar Sonntag, aber deshalb gönnte er sich keine Pause. Die nächste Rate für das Haus, in dem seine Exfrau mit seiner Tochter wohnte, wurde in 15 Tagen fällig. 15 Tage, um eine Arbeit zu finden.

Er hätte sich keinen schöneren Ort für diese Aufgabe wünschen können. Das Nighthawk Diner erinnerte ihn an zu Hause. Sein Vater hielt sich für einen Kenner, was Diner betraf, und hatte diese Gabe an seinen Sohn weitergegeben. Für Duke Vaughn bedeuteten Diner Unabhängigkeit und kleine mittelständische Unternehmer anstelle von Franchise-Ketten und Konzernen. Amerikanisches Gemeingut nannte er es. Allmende. Land, das zwar einem Einzigen gehört, aber auf das die Allgemeinheit ein unbestreitbares Anrecht hat. Kein romantisierendes populistisches Ideal, sondern ein Platz, an dem der amerikanische Mythos auf asphaltierte Realität traf – im Guten wie im Bösen.

Sein Vater konnte endlos über die großen Diner im ganzen Land philosophieren, aber das Blue Moon an der West Main in Charlottesville, Virginia, bildete stets den Ausgangspunkt. Hätte Duke Vaughn eine Professur gehabt, hätte er seine Vorlesungen am zernarbten Tresen des Blue Moon gehalten. Vater-Sohn-Gespräche beim Frühstück waren ein geheiligtetes Sonntagmorgen-Ritual, das bis in

die Zeit zurückreichte, als Gibson sechs Jahre alt gewesen war. Die Sache mit den Blumen und den Bienen erfuhr er bei einem Stück Kirschkuchen. Ihm war es nach wie vor peinlich, einzugestehen, wie viele Jahre vergingen, bis er den Scherz seines Vaters endlich begriffen hatte.

Im Blue Moon zählte Duke Vaughn zu den VIPs. Gibson bekam nie mit, kein einziges Mal, wie sein Dad eine Bestellung aufgab, und doch servierte man ihm jedes Mal das Gleiche: zwei Spiegeleier, Bratkartoffeln, Maisgrütze, Bacon, Würstchen und hellen Toast. Kaffee. Orangensaft. Ein Männerfrühstück, so nannte es sein Vater, und es gab kein Gleichnis, das Duke nicht aus dieser Mahlzeit heraufbeschwören konnte. Seit dem Tod ... seit dem Selbstmord seines Vaters hatte Gibson das Blue Moon nicht mehr betreten. Besser, man nannte die Sache beim richtigen Namen.

Doch nachdem einige Zeit vergangen war, stellte Gibson fest, dass er sich in einer neuen Stadt erst dann richtig zu Hause fühlte, wenn er ein Diner ausfindig gemacht hatte, das ihm zusagte. *Heimat außer Haus* pflegte sein Vater es zu nennen. Gibson glaubte, das Nighthawk und dessen Inhaber, Toby Kalpar, hätten seinem Vater gefallen.

Gibsons Blick wanderte zu der Frau am Ende des Tresens. Nicht weil sie hübsch war oder sonntagmorgens in einem Diner einen maßgeschneiderten Business-Hosenanzug trug. Es lag auch nicht daran, dass sich unter ihrem linken Arm ganz sacht ein Schulterholster abzeichnete – schließlich befand er sich hier in Virginia. Eine Waffe unter der Jacke war in etwa so ausgefallen wie ein Halsband bei einem Hund. Es lag an etwas anderem. Obwohl sie kein einziges Mal direkt in seine Richtung blickte, konnte er spüren, dass ihr Augenmerk ihm galt, und zwar auf wenig

schmeichelhafte Art. Er zwang sich dazu, sie nicht anzustarren. Dieses Spiel konnte man auch zu zweit spielen. Bloß zwei Fremde ... die einander keines Blickes würdigten.

»Du trinkst mehr Kaffee als ein ganzer Bus voller verkannter Dichter«, kommentierte Toby, während er ihm erneut nachschenkte.

»Du hättest mich mal bei den Marines erleben sollen. Da ernährte ich mich von nichts anderem als Kaffee und Ripped Fuel. Gegen sechs Uhr abends hättest du auf meiner Stirn ein Spiegelei braten können.«

»Was um alles in der Welt ist ›Ripped Fuel?‹«

»Ein Nahrungsergänzungsmittel. Hilft beim Trainieren. Heutzutage nicht mehr so ganz legal.«

Toby nickte gelassen. Vor 26 Jahren war er mit seiner Frau, Sana, aus Pakistan ausgewandert und hatte während der Wirtschaftskrise das Diner gekauft. Ihre Tochter hatte am Corcoran College of Art and Design in Washington ihren Abschluss gemacht, und mit ihrer Begeisterung für moderne Kunst hatte sie Toby angesteckt, der das Diner nach dem Gemälde von Edward Hopper umtaufte. Überall im Restaurant hingen gerahmte Reproduktionen amerikanischer Kunstwerke aus der Mitte des 20. Jahrhunderts – Pollock, de Kooning, Rothko. Toby selbst sah mit seinem sauber gestutzten grauen Bart und der Nickelbrille aus wie jemand, der sich lieber um eine Sammlung seltener Bücher kümmern sollte, anstatt Bestellungen fürs Frühstück aufzunehmen. Doch davon einmal abgesehen war Toby Kalpar geradezu dafür geschaffen, ein American Diner zu betreiben.

Toby trödelte noch ein bisschen am Tresen herum, seine Miene wirkte ein wenig verlegen. »Tut mir leid, dass ich

dich schon wieder belästige, aber ich könnte deine Hilfe bei den Computern gebrauchen. Zwei Nächte lang habe ich dran gesessen und versucht rauszufinden, was los ist, aber ich bin absolut ratlos.«

Vor sechs Monaten hatte Gibson zufällig mitbekommen, wie Toby sich über die Computer des Nighthawk beklagte, sie seien ein einziger Morast aus Malware, Tracking-Cookies und lästigen Viren. Spontan hatte er seine Hilfe angeboten. Wie sich herausstellte, musste Toby dringend davon abgehalten werden, dem Drang zu folgen, alles, was auf seinem Bildschirm auftauchte, mit »o.k.« zu bestätigen.

Gibson hatte ein paar Stunden damit zugebracht, Tobys System in Ordnung zu bringen sowie ein Antivirenprogramm und ein für Restaurants geeignetes Softwarepaket im Netzwerk zu installieren. Im Verlauf der Aktion freunden sie sich an.

»Kein Problem! Soll ich's mir mal anschauen?«

»Jetzt nicht. Ich will dich nicht von deiner Arbeitssuche abhalten. Die geht vor.«

Gibson zuckte die Achseln. »Nach ein paar Stunden brauch ich sowieso eine Pause. Hältst du's noch bis zum Mittagessen aus?«

»Ich wär dir echt dankbar.« Toby streckte eine Hand über den Tresen, Gibson schüttelte sie. »Wie geht's Nicole? Und Ellie? Sind beide okay?«

Nicole war Gibsons Exfrau, Ellie seine sechsjährige Tochter – ein 1,20 Meter großer, kreischender, schmutziger Wirbelwind aus lauter Liebe. Er merkte, wie seine Miene sich beim Klang ihres Namens aufhellte. Ellie war so ungefähr das Einzige, was heutzutage noch diese Wirkung auf ihn ausübte.

»Den beiden geht's gut. Wirklich gut.«

»Besuchst du Ellie bald wieder?«

»Ich hoffe. Nächstes Wochenende vielleicht. Falls Nicole sich bei ihrer Schwester einquartieren kann, fahr ich hin und übernachte im Haus.«

Die Wohnung, die Gibson sich nach der Scheidung genommen hatte, war nicht unbedingt kinderfreundlich. Nicole gefiel der Gedanke nicht, dass Ellie dort übernachtete. Ihm auch nicht. Also besuchte Nicole hin und wieder ihre Familie, und er verbrachte das Wochenende mit Ellie im Haus. Seine Exfrau kam ihm durchaus entgegen, wie schon so häufig seit dem Scheitern ihrer Ehe.

»Sieh zu, dass du das machst. Kleine Mädchen brauchen ihren Vater. Sonst enden sie beim Reality-TV.«

»Das Reality-TV ist noch nicht reif für eine wie sie, glaub mir.«

»Die bräuchten einen äußerst flinken Kameramann.«

»Du sagst es.«

Gibson stand auf und schlang sich die Umhängetasche über die Schulter. Die Frau am Ende des Tresens stand immer noch da. Als er vorbeiging, verfolgte ihn ihr Blick im Spiegel hinter der Theke quer durchs Lokal. Beunruhigend war, dass es sie offenkundig nicht interessierte, ob er es merkte oder nicht.

Der rückwärtige Bereich des Diners war leer – bis auf einen einzelnen Mann, der in der Nische saß, in der sich Gibson sonst immer aufhielt. Er kehrte Gibson den Rücken zu und machte sich ein paar Notizen auf einem Block. Der Typ kam ihm irgendwie bekannt vor, sogar von hinten.

Der Mann schien zu spüren, dass jemand hinter ihm stand, und erhob sich. Er wirkte nicht kräftig, aber die Art, wie er sich bewegte, verriet, dass er muskulös und durchtrainiert war. Er konnte 35, aber ebenso gut 50 sein. Ein

Anflug von Grau an den Schläfen, ein kantiges Gesicht, das lediglich um die Kieferpartie einen leichten Ansatz von Erschlaffung zeigte. Ansonsten gab es keinerlei Anhaltspunkte, um sein Alter zu schätzen. Außerdem war der Mann auffallend geschniegelt. Bluejeans und Button-down-Hemd, so makellos weiß, dass es jedem Werbespot für Waschmittel alle Ehre gemacht hätte. Selbst die Jeans waren gebügelt und die schwarzen Cowboystiefel auf Hochglanz poliert.

Gibson spürte, wie sich eine Faust um sein Herz krallte. Er kannte diesen Dreckskerl. Ganz gut sogar. George Abe höchstpersönlich. Und der Kerl lächelte ihn auch noch an. Gibson wich zurück, als habe jemand zu einem Boxhieb gegen ihn ausgeholt und nur wenige Zentimeter vor seinem Gesicht gestoppt. Wieso lächelte Abe? Der Kerl sollte damit aufhören. Es kam echt rüber, hinterließ bei Gibson jedoch den Eindruck, als wolle Abe ihn verhöhnen. Gibson trat einen Schritt auf ihn zu, unschlüssig, was er tun sollte. Aber er wollte vorbereitet sein, sobald er sich zu etwas Konkretem durchrang.

Er riss sich zusammen, als die Frau vom Tresen in sein Blickfeld geriet. Schnell, beinahe graziös umrundete sie ihn, blieb auf Abstand, jedoch so, dass er wusste, dass sie sich in der Nähe befand. Wie sagte man noch gleich über Ginger Rogers ...? Sie tut stets dasselbe wie Fred Astaire, nur umgekehrt und in High Heels? Ihr Jackett war aufgeknöpft, und sie hatte sich gedreht, um seitlich zu ihm zu stehen für den Fall, dass sie auf ihn schießen musste. Ihre Miene blieb entspannt und ausdruckslos, doch Gibson hegte keinerlei Zweifel, dass sich das änderte, wenn er noch einen weiteren Schritt tat.

George Abe hatte sich nicht gerührt.

»Ich hatte wirklich gehofft, dass wir freundlich miteinander plaudern können, Gibson.«

»Nimmst du sie immer zu deinen Plauderstunden mit?«

»Gehofft, nicht damit gerechnet. Kannst du mir das verdenken?«

»Kannst du es mir verdenken?«

»Nein«, meinte Abe. »Kann ich nicht.«

Die beiden Männer starrten einander an, während Gibson über die Bedeutung von Abes Antwort nachgrübelte. Seine anfängliche Feindseligkeit wich zunehmender Neugier.

»Also, was führt dich heute Morgen hierher? Ich hatte noch nicht mal Zeit, mir den Staub von den Klamotten zu wischen, seit dein Boss letzten Monat dafür gesorgt hat, dass ich meinen Job verliere.«

»Ich weiß. Allerdings arbeite ich schon seit einiger Zeit nicht mehr für Benjamin Lombard. Ich wurde ... entlassen. In der Woche, nachdem deine Grundausbildung begonnen hat.«

»Tatsächlich?«, fragte Gibson. »Du erledigst für ihn die Drecksarbeit, und dann schmeißt er dich raus? Das könnte man fast schon poetische Gerechtigkeit nennen, findest du nicht?«

»Wenn man Poesie mag.«

»Nun, wenn du nicht wegen ihm hier bist, was willst du dann?«

»Wie gesagt, freundlich plaudern.«

George Abe reichte ihm eine Visitenkarte. Darauf stand eine Adresse im Zentrum von Washington nebst Telefonnummer, und darunter: »Director, Abe Consulting Group«.

Als Kind hatte Gibson George Abes Namen immer falsch ausgesprochen, bis sein Vater ihn korrigierte: »Ah-be.

Das ist Japanisch und nicht die Abkürzung für Abraham Lincoln.« George war Benjamin Lombards Sicherheitschef gewesen und eine feste Größe in Gibsons Kindheit. Der Mann im Hintergrund. Höflich, zuvorkommend, professionell unsichtbar. Erst bei seinem Prozess hatte Gibson näher auf ihn geachtet, aber da gab sich George Abe weder höflich noch zuvorkommend.

»Hübsch«, meinte Gibson.

»Ich kann dir einen Job anbieten.«

Gibson suchte nach einer passenden Antwort. Seine Neugier war wie weggeblasen. Fassungslosigkeit ergriff ihn. »Das muss man dir lassen, George. Deine Nerven möchte ich haben.«

»Lass mich doch erst mal ausreden.«

»Kein Interesse!« Gibson gab ihm die Visitenkarte zurück.

»Was macht die Suche nach einer neuen Stelle?«

Gibson erstarrte. Kühl musterte er Abe. »Vorsicht!«

»Nur die Ruhe. Ich wollte dich nicht beleidigen, sondern dir nur deine Situation verdeutlichen. Fakt ist, du stehst auf der Straße, und mit deiner Vorgeschichte dürftest du Schwierigkeiten haben, einen Job zu finden, der deinen Fähigkeiten entspricht. Du brauchst Arbeit. Ich habe Arbeit, und zwar eine, die besser bezahlt wird als jeder Job, den du finden könntest. Sofern du überhaupt einen findest.«

»Ich bin trotzdem nicht interessiert.«

Damit ließ er Abe stehen. Er schaffte vier Schritte in Richtung Tür, ehe der andere etwas sagte, das ihn so abrupt stoppen ließ, als sei er gegen eine Wand gelaufen.

»Er wird dich niemals in Ruhe lassen. Das ist dir doch klar, oder?«

So unverblümt hatte Gibson es noch nie gehört. Diese Worte erschütterten ihn, weil sie kurz und knapp die Angst zusammenfassten, die tief in seinem Innern schwelte.

»Warum nicht?« Es gelang ihm nicht, die Nervosität aus der Stimme zu verbannen.

Abe musterte ihn mitleidig. »Weil du Gibson Vaughn bist. Weil er dich wie einen Sohn behandelt hat.«

»Hat er dafür gesorgt, dass ich rausfliege?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht? Wahrscheinlich. Es spielt doch keine Rolle. Ich an deiner Stelle würde mir eher Sorgen darüber machen, was passiert, wenn er Präsident wird. Dann kannst du von Glück reden, falls du noch einen Job in Sibirien findest.«

»Habe ich nicht schon genug dafür bezahlen müssen?«

»Es wird nie genug sein. Er lässt die Vergangenheit niemals ruhen. Wenn er einen Feind hat, dann fürs Leben. Und er lässt den anderen ein Leben lang bezahlen. So spielt Benjamin Lombard das Spiel.«

»Das heißt also, ich bin erledigt?«

»Es sei denn, du lieferst ihm einen Grund, dich in Ruhe zu lassen.«

»Welcher Grund könnte das sein?«

Abe nahm in der Nische Platz und bedeutete Gibson, sich zu ihm zu setzen.

»Kommt jetzt das freundliche Plaudern?«

»Ich denke, es ist in deinem Interesse, wenn du mich ausreden lässt.«

Gibson wog die Möglichkeiten ab, die ihm blieben. Er könnte George Abe auffordern, sich zum Teufel zu scheren, und sich danach wirklich gut fühlen, oder ihn ausreden lassen und erst hinterher auffordern, sich zum Teufel zu scheren.

»Wenn du mit mir plaudern willst, dann sag deiner Freundin, sie soll sich verziehen.«

Abe gab der Frau ein Zeichen. Sie knöpfte ihre Jacke zu und zog sich ans entgegengesetzte Ende des Tresens zurück.

»Wollen wir?«, fragte Abe.



www.matthewfitzsimmons.com

MATTHEW FITZSIMMONS aus Illinois, USA, wuchs in London auf. Seine idyllische Kindheit wurde 1977 erschüttert, als er die traumatische Erfahrung machte, dass sein Vater während der Vorführung von *Star Wars* schnarchte und er deshalb befürchtete, adoptiert worden zu sein.

Matthew schloss ein Studium der Psychologie ab, obwohl seine ganze Leidenschaft dem Theater galt. Nach einigen Jahren in New York zog es ihn nach China. Dort schrieb er seinen ersten Roman (über den besser geschwiegen wird). Jetzt lebt er in Washington, D. C. und lehrt an einer privaten High School englische Literatur und Theater.

Infos & Leseprobe: www.Festa-Verlag.de
eBook: www.Festa-eBooks.de